



it

**Alois Prinz**  
**Auf der**  
**Schwelle zum**  
**Glück**

**Die Lebens-**  
**geschichte des**  
**Franz Kafka**

insel taschenbuch 5020  
Alois Prinz  
Auf der Schwelle zum Glück



Tagsüber Beamter in der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt, nachts Verfasser von Erzählungen: Franz Kafka schrieb vor allem für sich selbst. Es ist Max Brod zu verdanken, dass sein »Gekritzelt«, wie er sein Schreiben selbst bezeichnete, längst zur Weltliteratur zählt – und bis heute in seiner Rätselhaftigkeit und Sprachvirtuosität fasziniert.

Alois Prinz erzählt Kafkas Lebensgeschichte und findet über dessen Alltag Zugang zu seinen Texten und ihrer Bilderwelt. Er zeigt ihn im Kreis seiner Familie, seiner Freunde und der Frauen, die er liebte – Felice Bauer, Milena Jesenská und Dora Diamant –, als einen Mann, der Charme und Humor hatte, Liebesfähigkeit und Sanftmut – und liefert damit zugleich den idealen Einstieg in sein Werk.

Franz Kafka, geboren am 3. Juli 1883 in Prag, Österreich-Ungarn, verstarb am 3. Juni 1924 in einem Sanatorium in Kierling, Österreich.

Alois Prinz, 1958 geboren, studierte Literaturwissenschaft und Philosophie und lebt heute mit seiner Familie bei München. Er veröffentlichte Biografien über Hermann Hesse, Ulrike Meinhof, Dietrich Bonhoeffer und andere. Sein Buch *Hannah Arendt oder Die Liebe zur Welt* (it 4172) ist ein Bestseller.

Im insel taschenbuch liegen u.a. vor: *Martin Luther King* (it 4630), »*Sie ist ein lebendiges Feuer*«. *Das Leben der Milena Jesenská* (it 4689), *Das Leben der Simone de Beauvoir* (it 4950).

**Alois Prinz**  
**Auf der**  
**Schwelle zum**  
**Glück**  
**Die Lebens-**  
**geschichte des**  
**Franz Kafka**

**Insel Verlag**



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024  
insel taschenbuch 5020

InselVerlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2024  
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

© 2005 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz Weinheim Basel  
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für  
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg  
Umschlagfoto: Franz Kafka, ca. 1911/1912 © Archiv Klaus Wagenbach, Berlin  
Bildteil: Archiv Klaus Wagenbach, Berlin

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany  
ISBN 978-3-458-68320-9

[www.insel-verlag.de](http://www.insel-verlag.de)

## Inhalt

### Prolog 7

- I. Prag, Niklasstraße 36, vierter Stock 12
  - II. Nackte Wahrheiten 33
  - III. Ein schlechter Sohn 45
    - IV. Al Vero Eden 58
    - V. Im »Café Savoy« 74
  - VI. Goethe und Margarethe 89
  - VII. Sonne, Luft und Mädchen 102
    - VIII. Wahre Träume 117
    - IX. Franz, das Tier 135
- X. Drum prüfe, wer sich ewig bindet 151
  - XI. Nicht lebendig, nicht tot 166
  - XII. Heiraten und/oder Berlin 182
    - XIII. Im »Askanischen Hof« 196
    - XIV. Weltenkrieg 210
- XV. Unter dem schwachen Licht eines Engels 227
  - XVI. Körpersprachen 242
  - XVII. Katz und Maus 257
  - XVIII. Der Teufel auf der Brücke 273
    - XIX. Angst 288

XX.	Die falsche Speise	305
XXI.	Luftschlösser	319
XXII.	Auf der Schwelle zum Glück	334
XXIII.	Der Patient auf Nummer 12 oder Was Liebe ist	348
	Zeittafel	367
	Bibliographie	371
	Quellenverzeichnis	376

## Prolog

Der 11. August 1914 war ein Dienstag. Am Abend dieses Tages saß der Versicherungsangestellte Franz Kafka in der Wohnung seiner Schwester Valli in der Bilekgasse 10 in Prag. Kafka genoss die Ruhe in den leeren Räumen. Wenn er nachmittags von der Arbeit in die Bilekstraße kam, legte er sich zuerst auf das Kanapee und versuchte ein paar Stunden zu schlafen. Er brauchte den Schlaf, um abends und nachts ausgeruht zu sein. In Kafka gärte es nämlich wieder. Fast zwei Jahre war es her, dass er, in einer einzigen Nacht, eine Erzählung geschrieben hatte, die aus ihm herausgekommen war wie bei einer Geburt. Seither war die Quelle versiegt und er hatte vergeblich auf eine Wiederholung gewartet. Doch seit einigen Tagen schaute er nicht mehr so ins Leere. Er konnte wieder ein *Zwiesgespräch* mit sich führen, und das hieß, er konnte wieder schreiben. Mit den ersten Versuchen war er nicht zufrieden. Aber jetzt machte er einen langen, dicken Querstrich in sein Tagebuchheft, zum Zeichen, dass etwas Neues beginnt, und schrieb den merkwürdigen Satz: *Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, war er eines Morgens gefangen.* Kafka strich die Worte »war« und »gefangen« durch und schrieb darüber »wurde« und »verhaftet«.

Neunzig Jahre danach hängen diese handschriftlichen Zeilen, mit denen Kafkas Roman *Der Prozess* beginnt,

über meinem Schreibtisch. Es ist ein Faksimile des Originals. Ich habe es vor Jahren aus einer Zeitung ausgeschnitten und das Papier ist schon ziemlich vergilbt und verknittert. Noch immer aber ist die Faszination, die für mich von dieser krakeligen Handschrift ausgeht, ungebrochen. Es ist, als ob darin das Geheimnis von Kafkas Schreiben aufbewahrt ist. Als ob der Zustand der totalen Offenheit und Präsenz, der für Kafka beim Schreiben unverzichtbar war, darin konserviert ist. Und es steckt darin auch die Spannung zwischen dem Ursprung und dem, was daraus geworden ist.

Wer heute ein Buch von Franz Kafka zur Hand nimmt, weiß, dass er es mit Weltliteratur zu tun hat. Mehr noch: Er braucht das Buch nicht einmal selbst zu lesen, um zu wissen, dass Kafka große Literatur ist. Aber was ist das für ein Wissen? Es verlässt sich größtenteils auf ein Urteil, das sich über die Jahre verfestigt und Kafka zum klassischen Autor erklärt hat. Und muss nicht ein Autor wichtig und bedeutend sein, über den so viel geschrieben und nachgedacht worden ist, dessen Bücher verfilmt wurden und in dessen Erzählungen und Romanen eine so unvergleichliche Atmosphäre herrscht, dass man dafür sogar ein eigenes Wort erfunden hat: *kafkaesk*?

Dieser Bekanntheit steht entgegen, dass dieser Mensch zeit seines Lebens ein fast unbekannter Autor war, dass seine wenigen Bücher kaum Leser gefunden haben, dass nur ganz wenige seine Texte zu schätzen wussten und dass dieser Mensch ein ziemlich normales, zurückgezo-

genes Leben geführt hat. Kafkas Zeitgenossen wussten noch nicht, wen sie vor sich hatten. Waren sie einfach blind und dumm? Ich stelle mir oft vor, ich hätte zu dieser Zeit in Prag gelebt und Kafka gekannt, als Nachbar, als Arbeitskollege oder als Mitschüler. Hätte ich etwas Besonderes entdeckt an diesem immer freundlichen, etwas schrulligen Mann? Ich glaube nicht. Wäre ich darauf gekommen, dass die Texte, die er abends, nach seinen Bürostunden, in seine Schulhefte schrieb, einen besonderen Wert haben, gar Weltliteratur sind? Sehr unwahrscheinlich.

Dass Kafka zu Lebzeiten so wenig Aufsehen erregt hat, liegt nicht nur daran, dass er verkannt worden ist. Vielmehr lag Kafka nichts daran, Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Mehr noch: Er hat eine größere Wirkung bewusst verhindert. Viele Texte hat er vernichtet, andere, wie den *Prozess*, hat er nie aus der Hand gegeben. Auch in seiner eigenen Einstellung zum Wert eines Buches spielen der Name, den sich ein Autor erworben hat, oder die Meinungen anderer keine Rolle. Für Kafka zählte der Moment des Schreibens, das fertige Produkt war dagegen eher nebensächlich. Und Lesen war für ihn nichts anderes, als die Kräfte, die beim Schreiben freigesetzt worden sind, noch einmal nachzuvollziehen. Bereits bestehende Urteile, auch die von Literaturexperten, sind dabei nicht von Belang. Die *innere Wahrheit* eines literarischen Textes, so schrieb er einmal, lasse sich niemals allgemein feststellen, sondern müsse immer wieder von je-

dem Leser oder Hörer von neuem zugegeben oder geleugnet werden.

Wenn das stimmt, dann sind die tausende von Aufsätzen und Büchern zwar nicht irrelevant, aber auch nicht entscheidend für eine Begegnung mit Kafka. Entscheidend ist, dass jeder Leser zu jeder Zeit die »innere Wahrheit« seiner Erzählungen leugnet oder anerkennt. Dabei können ihm letztlich keine Interpretationen und Analysen helfen, und auch der zeitliche Abstand, der uns von Kafka trennt, bringt keinen Vorteil. Vielmehr kommt es darauf an, wieder mit Kafka gleichzeitig zu werden, das heißt, alles zu vergessen, was man über ihn zu wissen meint, und sich wie zum ersten Mal der Wucht seiner Texte und seiner Gedanken auszusetzen.

Das gilt auch für Kafkas Leben. Obwohl es an äußeren Ereignissen arm war, hatte es doch eine »innere Wahrheit«, die man ebenfalls nicht allgemein feststellen kann, sondern die jeder, der dieses Leben betrachtet, für sich anerkennen oder leugnen muss. Diese Wahrheit steht nicht in großen Buchstaben über seinem Leben, sondern versteckt sich im unspektakulären Alltag des Prager Versicherungsangestellten. Diese Verborgene gehört wesentlich zu Kafka. Sie bedeutet nicht, dass sein Leben grau und langweilig war. Vielmehr weist sie darauf hin, dass die aufregendsten Wahrheiten ganz unscheinbar und harmlos daherkommen können, vielleicht sogar müssen. Kafka steht für die Entdeckung, dass gerade in der banalsten Normalität der explosivste Sprengstoff liegen kann.

Ein Buch über Kafka muss dieser Verborgenheit Rechnung tragen. Es sollte einen Blick auf Kafka ermöglichen, der ihn so zeigt, wie er selbst gesehen werden wollte: als korrekter Beamter, liebenswürdiger Kollege, schwieriger Sohn, aufmerksamer Freund, entscheidungsschwacher Rebell, unglücklicher Liebhaber und ewiger Junggeselle. Zugleich sollte deutlich werden, dass dahinter ein lebenslanger Kampf steht, ein Kampf darum, die radikalsten Forderungen an sich selbst und an andere zu verbinden mit einer lebberen Realität.

Vielleicht wird auf diese Weise die elementare Kraft spürbar, die von Kafkas handschriftlichen Zeilen ausgeht. Vielleicht kann nur so ein Buch entstehen, wie Kafka es sich selber gewünscht hat. *Ich glaube*, hat er schon als Zwanzigjähriger an seinen Freund Oskar Pollak geschrieben, *man sollte überhaupt nur solche Bücher lesen, die einen beißen und stechen. Wenn das Buch, das wir lesen, uns nicht mit einem Faustschlag auf den Schädel weckt, wozu lesen wir dann das Buch? Damit es uns glücklich macht, wie du schreibst? Mein Gott, glücklich wären wir eben auch, wenn wir keine Bücher hätten, und solche Bücher, die uns glücklich machen, könnten wir zur Not selber schreiben. Wir brauchen aber die Bücher, die auf uns wirken wie ein Unglück, das uns sehr schmerzt, wie der Tod eines, den wir lieber hatten als uns, wie wenn wir in Wälder verstoßen würden, von allen Menschen weg, wie ein Selbstmord, ein Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns. Das glaube ich.*

## I. Prag, Niklasstraße 36, vierter Stock

Eigentlich sollte die Welt im Jahr 1910 untergehen. So jedenfalls prophezeiten es die Wahrsager. Und der Grund für diese düstere Prognose war der Halleysche Komet, der auf die Erde zuraste und den man Mitte Mai mit bloßem Auge würde sehen können. Gab es nicht schon Vorzeichen für die nahende Katastrophe? In Frankreich überflutete der Regen das Land und sogar der Eiffelturm in Paris stand im Hochwasser der Seine. In Deutschland legten Streiks das Land lahm und aufgrund der bedenkenlosen Rüstung verschärfte sich die Finanzkrise. Im April stürzten mehrere Ballons und Flugzeuge ab, das Reichsluftschiff *Z II* wurde von einem Sturm völlig zerstört, ebenso ein britisches Militärluftschiff, und die deutsche Fußballnationalmannschaft verlor ihr erstes Länderspiel gegen die Niederlande mit 2 : 4 Toren.

In Berlin gab es eine Postkarte zu kaufen, mit einer Karikatur zum bevorstehenden Weltuntergang. Auf einer Weltkugel eilen panische Menschen zu einem Luftballonverkäufer, der seine Ware zum Ausverkaufspreis von 50 Pfennig pro Stück anbietet. An den Ballons entschweben dann Männer und Frauen mit Koffern und Regenschirmen in der Hand in den Weltraum, weg von der dem Untergang geweihten Erde.

Das war natürlich nicht ganz ernst gemeint. Die meisten Menschen amüsierten sich über die Ängste vor einem

Weltende, und sie ließen sich nicht davon abhalten, an die Zukunft zu denken. Wie diese Welt von morgen aussehen wird, davon konnte man sich auf der Weltausstellung in Brüssel einen Eindruck verschaffen. Der belgische König Albert I. eröffnete am 23. März die gigantische Leistungsschau. Über 50 000 Menschen besuchten täglich das 100 Hektar große Gelände. Neben einem riesigen Volksfest präsentierten Länder aller Kontinente ihre neuesten Errungenschaften auf den Gebieten Forschung, Technik und Kultur. In der deutschen Abteilung stand eine riesige Kraftmaschinenhalle, darin lärmten Verbrennungsmotoren und Kompressoren zur Erzeugung von Pressluft. Und das Neueste war ein Kleinmotor, den der deutsche Ingenieur Rudolf Diesel entwickelt hatte.

Die Welt Anfang des Jahres 1910 schien keineswegs an ihrem Ende. Vielmehr war der Glaube verbreitet, man stehe am Anfang einer goldenen Zukunft, auch wenn es zwischen den führenden europäischen Mächten Spannungen gab. Österreich hatte im Oktober 1908 Bosnien-Herzegowina annektiert und dadurch Russland, Italien, England und die Türkei gegen sich aufgebracht. Nur Deutschland stand in Nibelungentreue zu seinem Nachbarn. Österreich, das war seit 1867 ein Zusammenschluss von Österreich und Ungarn und immerhin das zweitgrößte Staatsgebilde in Europa nach Russland. Es reichte von Böhmen bis zur Balkanhalbinsel und von Tirol bis zur Bukowina und Siebenbürgen.

An der Spitze dieses Vielvölkerstaates stand der greise Kaiser Franz Joseph, zugleich König von Ungarn. Diese k.u.k. Doppelmonarchie wurde nicht nur durch die gemeinsame Außenpolitik in Schwierigkeiten gebracht. Auch der innere Zusammenhalt war durch die vielen Nationalitäten gefährdet. Zwar gab es in der österreichischen Reichshälfte ein Parlament, in dem die Deutschen, Italiener, Polen und Tschechen ihre Rechte vertreten konnten. Doch die Feindschaft zwischen den Volksgruppen war so unversöhnlich, dass es in der Volksvertretung zu regelrechten Raufereien kam und die Abgeordneten einander Tintenfüßer an den Kopf warfen.

Besonders die Rivalität zwischen den Deutschen und den Tschechen bestimmte zeitweise die ganze Innenpolitik. Die in Böhmen zahlenmäßig überlegenen Tschechen waren stolz auf ihre Kultur und träumten von einem eigenen Nationalstaat. Die deutsche Minderheit betrachtete sich kulturell dem Deutschen Reich zugehörig und wollte diese Tradition aufrechterhalten. Dieser Streit führte auch zu blutigen Auseinandersetzungen, aber hauptsächlich wurde er auf dem diplomatischen Parkett ausgetragen. Zeitweise war der böhmische Landtag beschlussunfähig und musste sich nach Notverordnungen aus Wien richten. Am 15. April 1910 beschloss der Prager Gemeinderat, die Veröffentlichungen des Statistischen Amtes nicht mehr in deutscher, sondern nur noch in tschechischer und französischer Sprache erscheinen zu lassen. Und am 27. April brachten die tsche-

chischen Abgeordneten im Wiener Reichsrat einen Antrag durch, nach dem zukünftig nur zweisprachige Beamte eingestellt werden durften.

Der 28. April 1910 ist ein Donnerstag. Es ist früher Morgen in Prag, der »Hauptstadt des Königreichs Böhmen«. Über der Moldau liegt leichter Nebel und die vielen Türme der Altstadt stehen wie Schattenrisse in der Morgendämmerung. In einigen Kaffeehäusern und Suppenstuben drängen sich noch Nachtschwärmer. Für andere beginnt der neue Arbeitstag. Die ersten Passanten in den Gassen sind Bäckerjungen, Fleischergehilfen, Nachtwächter, Plakatankleber und Zeitungsausträger. Dienstmädchen schleppen Schüsseln und Eimer voll Wasser in die Häuser. Milchwagen sind unterwegs. Und vom Wenzelsplatz her zieht eine ganze Armee von Straßengekehrern mit ihren Besen durch die Stadt.

Auf dem Altstädter Ring, rund um die Mariensäule, stehen an die hundert Wagen mit vorgespannten Pferden. Bauern und Marktfrauen verkaufen hier Kartoffeln, Kohlköpfe, Salat, Obst, Pilze, Waldfrüchte und Gänse. Um diese Zeit ist alles billiger, weil bis sieben Uhr keine Marktgebühr verlangt wird. Punkt sieben Uhr rollen die letzten Wagen wieder davon und der Platz ist wie leer gefegt.<sup>1</sup>

Im Morgengrauen nehmen auch die elektrischen Straßenbahnen, die es schon seit über zehn Jahren gibt, ihren Dienst auf. Eine neue Linie fährt vom Großen Ring,

dem zentralen Platz in der Altstadt, am Rathaus vorbei in die Niklasstraße, auf geradem Weg zur Moldau. Die Brücke, die hier über den Fluss führt, ist erst vor zwei Jahren fertig gestellt worden. Die Gegend am Flussufer gehörte früher zum Judenviertel. Die alten Slumbauten sind nach und nach abgerissen worden und an ihrer Stelle hat man mehrstöckige moderne Mietspaläste errichtet.

Direkt am Uferquai ist noch ein großer, leerer Bau- platz. Daneben, Niklasstraße 36, vor der Brücke, steht das Haus »Zum Schiff«. Die Familien, die hier wohnen, gehören schon zur besseren Gesellschaft. Die Wohnungen haben fließend Wasser und ein Bad, was in Prag wahrlich keine Selbstverständlichkeit ist. Im Haus gibt es auch einen Aufzug. Daran ist ein Schild befestigt mit dem Hinweis, dass Kindern unter vierzehn Jahren der Besitz eines Fahrstuhlschlüssels verboten ist.<sup>2</sup> Das Verbot ist auf Deutsch, mit Rücksicht auf die deutschen Mieter. Wenn man also einen Schlüssel hat, kann man hinauffahren bis in den vierten Stock. Dort wohnt die Familie Kafka.

Es ist nicht leicht zu sagen, welcher Bevölkerungs- gruppe die Kafkas angehören. Die Eltern, Hermann und Julie Kafka, stammen beide aus jüdischen Familien. Aber die jüdische Religion und ihre Riten spielen in ihrem Leben keine große Rolle mehr. Hermann Kafka ist Geschäftsmann, er verkauft Regenschirme, Sonnenschirme, Spazierstöcke, Handschuhe, Unterwäsche oder Knöpfe, eben alles, was die elegante Dame, der elegante

Herr brauchen. Und dem Erfolg seines Geschäftes ordnet er alles unter. Er wird auch nicht gern daran erinnert, dass er einmal als armer tschechischer Jude aus einem kleinen Kaff nach Prag gekommen ist. Wer in Prag etwas werden will, muss sich Zugang zur deutschen Oberschicht verschaffen. In der Familie Kafka wird Deutsch gesprochen und die vier Kinder haben deutsche Schulen besucht.

Kurz nach sechs Uhr wird es in der Wohnung der Kafkas langsam lebendig. Ein Dienstmädchen bereitet in der Küche das Frühstück vor und deckt den Tisch in der Wohnstube. Als Erstes erscheint das jüngste Kind der Familie, die siebzehnjährige Ottilie, die alle nur Ottla nennen. Sie muss sich mit ihren älteren Schwestern Gabriele und Valerie, Elli und Valli genannt, ein Zimmer teilen. Aber während die beiden noch liegen bleiben dürfen, muss Ottla um Viertel nach sieben in der Zeltnergasse sein, um das Galanteriewaren-Geschäft ihres Vaters aufzuschließen und die Angestellten einzulassen. Hermann Kafka traut diesen Angestellten nicht, er nennt sie *bezahlte Feinde*<sup>3</sup>. Ihm ist es wichtig, dass immer jemand aus der Familie im Laden ist. Deshalb bleibt Ottla auch über Mittag dort, das Essen bringt man ihr, und erst nachmittags zwischen vier und fünf Uhr kommt sie wieder nach Hause.

Ottla ist meistens schon weg, wenn ihr Bruder aufsteht. Er heißt Franz wie der Kaiser und wird am 3. Juli schon 27 Jahre alt. Er wundert sich selbst am meisten

darüber, dass er immer noch bei seinen Eltern wohnt. Er hat zwar sein eigenes Zimmer, aber das liegt ungünstig zwischen der Wohnstube und dem elterlichen Schlafzimmer. In diesem Durchgangszimmer ist es kalt. Franz braucht immer frische Luft, auch nachts und im Winter. Das gehört zu seiner Abhärtung. Seit einem Jahr »müllert« er auch, das heißt, er macht regelmäßig Turnübungen nach dem Lehrbuch des dänischen Gymnastiklehrers Johann Peder Müller, nackt und bei offenem Fenster.

Im Bad braucht Franz immer besonders lange. Ausführlich wäscht und rasiert er sich und kämmt sich die dichten, schwarzen Haare, die weit in der Stirn ansetzen. Zum Frühstück bleibt nicht mehr viel Zeit. Viel isst er sowieso nicht. Brot, Milch und ein wenig Kompott. Franz ist es ganz recht, dass sein Vater erst später aufsteht und sich um halb neun Uhr auf den Weg in das Geschäft macht. Hermann Kafka kann es nämlich nicht mit ansehen, wie sein Sohn isst. Er selber braucht ein kräftiges Frühstück und bei den anderen Mahlzeiten trinkt er gern Bier und isst Wurst und Fleisch. Franz dagegen ist Vegetarier und auch ansonsten ein Asket. Er raucht nicht und trinkt keinen Alkohol, keinen Kaffee und keinen Tee. Für seine Mutter ist es kein Wunder, dass er so furchtbar mager ist. Über einen Meter achtzig lang ist er und wiegt dabei kaum über 60 Kilo. Sie ist überzeugt davon, dass Franz viel gesünder und lebensfroher wäre, wenn er mehr essen würde. Auch ins Büro nimmt er nur ein Brot mit, das hauchdünn mit Butter bestrichen ist.

Franz ist wie immer zu spät dran. Es ist schon kurz vor acht und um acht Uhr sollte er im Büro sein. Dort ist er bekannt dafür, dass er immer zu spät kommt. Er benutzt nicht den Fahrstuhl, sondern stürzt die Treppe hinunter, zum Schrecken derer, die gerade hinaufsteigen. Das sei, so meint er einmal, der einzige und von ihm selbst erfundene Sport, den er treibe.<sup>4</sup>

Mit weiten Schritten eilt er durch die Gassen der Altstadt. Ungefähr zehn Minuten braucht er bis zur Straße Poříč Nr. 7. Hier steht das Gebäude der Arbeiter-Unfall-Versicherungsanstalt für das Königreich Böhmen (AUVA) mit seiner prächtigen Fassade. Kafka oder Dr. Franz Kafka, wie man richtig sagen müsste, denn er hat an der Prager Karlsuniversität den Dokortitel im Fach Jura erworben, ist Angestellter der Anstalt seit dem 30. Juli 1908. Vorher war er bei einer anderen Versicherungsgesellschaft, der Assicurazioni Generali. Aber dort hat er es nur ein paar Monate ausgehalten. Für einen Hungerlohn musste er täglich oft neun Stunden und mehr arbeiten. Und abends, wenn er nach Hause kam, war er völlig erledigt. An seiner neuen Arbeitsstelle hat er »einfache Frequenz«, das heißt, er muss nur bis nachmittags um zwei Uhr im Büro bleiben. Dafür verdient er zwar weniger, hat aber den restlichen Nachmittag frei und kann machen, was er will.

Für Kafka ist heute ein besonderer Tag. Vor kurzem ist er zum Beamten und Konzipisten ernannt worden und aus diesem Anlass soll er heute zusammen mit anderen